Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 13

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Grau wie eine alte Motte
Ist mein Ei für dich, Charlotte,
Um so mehr wird dich beglücken,
Was dir naht in meinem Rücken."

Ich fühlte, wie alles Blut mir in den Kopf schoß, als ich mich nun plötzlich vor der Geliebten befand, die noch immer das mit Wasserfarbe grau übermalte Ei in der Hand hielt, so wie der Bruder es ihr lachend hineingedrückt hatte. Sie stand da und blickte zu Boden. Die Hand konnte sie mir nicht reichen. Gedemütigt zog ich die meine zurück, legte mit letzter Kraft mein leider — so fühlte ich in diesem Augenblick — rosenfarbenes Geschenk auf ihren Teller und stotterte endlich meinen Vers:

„Wie die Zentifolie blüh',
Lebe, lache, dufte, glüh!"

Da trug sich etwas durchaus Ueberraschendes zu. Die linke Hand der von mir Angedichteten begann heftig zu beben, der Teller, den sie gehalten, fiel zu Boden und zerscherbte, während die zum Teil geknickten Eier nach allen Seiten auseinander wackelten. Einen Augenblick lang stand alles sprachlos.

Plötzlich schürzte die Angebetete meines Herzens mit der Hand ein wenig den langen, spitzenbesetzten Rock, tat einen kleinen, durchaus nicht gesellschaftsfähigen Sprung auf mich zu, bückte sich in Blitzesschnelle und mit dem Ruf: „Es ist heil geblieben, heil!" hob sie mein zentifolienfarbenes Geschenk vom Boden auf, hielt es in stummer Freude mit beiden Händen empor, um es dann an ihrem Herzen zu bergen.

In mir wurde es ganz still. Der jubelnde Ruf „Es ist heil!" hatte mich von allem Zweifel erlöst. „Nun ist auch mein Heil gekommen", fühlte ich. Und noch am selben Abend fand ich den Mut, mit Charlottes Eltern zu sprechen ...."

Der Großmutter war während der Erzählung ein sanftes Rot in die Schläfen gestiegen. Nun erhob sie sich, schloß den alten Birkenschrank auf, entnahm ihm ein Schächtelchen und wies den Anwesenden das auf Seidenwatte gebettete Osterei, dessen Farbe im Lauf der Jahre ein wenig ins Gelbliche verschossen war.

„Ihr habt eine weitaus poetischere Verlobungsgeschichte als wir", bemerkte der junge Bräutigam.

Die Braut schlug ihre großen Augen, die denen der Ahne glichen, zu ihm auf und sagte: „Von der aber darf auch erst nach fünfzig Jahren etwas verraten werden." —

.... wie auch wir vergeben unsern Schuldnern.

(Sonntagsgedanken.)

„Vergib uns unsere Schulden", mit dieser großen, tiefen Bitte des Unservater treten wir vor Gott. Die ganze Sündenlast eines Tages werfen wir hin vor ihn, reuig und bittend, daß uns vergeben werde. Und gleich darauf fahren wir fort, gleichsam als hätten wir die Gewißheit bekommen: ja, deine Sünden sind dir vergeben, „wie auch wir vergeben unsern Schuldnern". Sind uns unsere Schulden wirklich so ohne weiteres vergeben? Ich höre da immer ein stilles „wenn" dazwischen tönen (und dieses wenn wird zur Bedingung) wenn auch du deinen Schuldnern, deinen Feinden alle ihre Sünden vergeben hast. Also kehren wir die Sache erst einmal um, prüfen wir unser Herz und fragen wir, wie steht es, Mensch, mit dir? Und dann, wenn aller Unfriede von uns gewichen und lauter Liebe in uns ist, dann erst dürfen wir mit der Bitte um Vergebung unserer Schuld vor Gott unseren Vater treten.

Wie oft hört man das Wort: verziehen hab' ich es ihm wohl, aber vergessen kann ich es ihm meiner Lebtag nicht. Warum hab' ich ihm denn verziehen, wenn ich ihm die Schuld nie vergessen kann? Gibt es ein Verzeihen ohne ein Vergessen? Ist das nicht furchtbare Selbsttäuschung? Man verzeiht, um sein Gewissen zu entlasten, vielleicht auch, um eher Vergebung seiner eigenen Schuld zu erlangen, vielleicht gar nur, um zu verzeihen, weil Christus diese Forderung an uns Christen gestellt hat — und wir gute Christen sein möchten. Wir vergeben mit Worten, unser Herz aber ist nicht dabei. Und das ist keine Vergebung.

Ich weiß, es fällt uns oft gar schwer, unserm ärgsten Feind und Gegner zu vergeben, ihm auf alle seine Schulden, die uns Schmerz und Kummer brachten, mit gütigem Verzeihen und neuem Vertrauen zu begegnen. Aber das allein genügt noch nicht. Gerade uns ruft Christus seine Worte zu, daß wir unsere Feinde lieben und bitten sollen für die, die uns verfolgen, uns wehe tun.

Was einmal geschehen ist, sei vergessen. Wie schlecht handeln wir an einem reuigen Menschen, unserm Bruder, für dessen Schuld wir kein Vergessen haben. Wir können nicht verzeihen und verlangen von Gott, daß er uns vergibt? Von uns wissen wir, daß wir fehlen, und vom andern erwarten wir, daß er sündlos, ohne Fehler sei? Wenn wir einmal in uns gehen und in unserm Schuldner unser Selbst suchen wollten! Denn das ist es ja, was wir noch nicht erkannt haben, unsere eigene Schuld und Sünde im Tun des andern. Und da können wir nicht verzeihen und für immer vergessen?

Im Glauben an Christus, der in die Welt gekommen ist, uns mit Gott zu versöhnen, im Glauben an ihn, der uns zurief, liebet eure Feinde und im Glauben an die Kraft Gottes, die uns mit jedem Tag neu wird, sind wir fähig, auch unserm Schuldner ganz und aufrichtig zu vergeben.

T.

Rundschau.

Die bedrohte Tschechoslowakei.

Zwischen der Tschechei und Polen bricht plötzlich ein Konflikt aus. Polen weist tschechische Staatsangehörige aus und verbietet der Post, gewisse Zeitungen aus Prag zu spedieren. Dies soll die Antwort auf vorangegangene gleiche Maßnahmen der Tschechen sein. Seit Jahren sind derartige Dinge nicht mehr vorgekommen. Warum denn auf einmal wieder? Ist jemand im Spiel, der die Tschechen „anderwärts beschäftigen" möchte? Oder hetzt einer die Polen gegen Prag? Man muß überall Verrat wittern.

Unerwartet, so berichten die Blätter aus der rumänischen Hauptstadt, hätten die Kriegsminister der „Kleinen Entente" sich in Bukarest getroffen. Die offizielle Stimme dementiert. Selbstverständlich hätten die drei Minister seit langem im Sinne gehabt, zu konferieren. Und der König von Rumänien nehme an der Zusammenkunft teil .....

Stehn die beiden Ereignisse im Zusammenhang? Seit Mussolinis Dreierpakt ist der ganze nahe Osten auf den Beinen. Der tschechische Außenminister Benesch hat in einer großen Rede erklärt, für Oesterreich gebe es fünf Lösungen: Die italienische, die deutsche, die Donau-Union, die habsburgische und die österreichische. Die letzte Lösung, d. h. ein freies Oesterreich unter europäischer Garantie, wäre den Tschechen am liebsten. Also hat Benesch

auf die Donau-Union verzichtet, gleichzeitig aber den italienischen Kurs Oesterreichs mißbilligt. Und dies, trotzdem man lieber Italien als Hitler in Wien sitzen sieht. Italien wird abgelehnt — der Kleinen Entente zuliebe! Und die um ihre Freunde zitternde Tschechei sollte sich in Polen neue Feinde machen?

Mag man den, der die beiden hintereinander hetzt, suchen, wo man will: Die Tschechen haben wahrhaftig alles andere als den Wunsch, gegenwärtig auch im Rücken bedroht zu werden. Nicht umsonst rennen sie nach Bukarest; sie müssen alles versuchen, um Rumänien und Südslavien davon abzuhalten, aus Italienfurcht mit Hitler anzubändeln. Und vielleicht wird ihnen gelingen, die andern zu überzeugen von der gefährlichen Allgegenwart des Fascismus aus Norden, der dem Bruder aus dem Süden noch um ein paar Sprünge voraus rennt. Sind die Ausweisungen und Zeitungsverfolgungen in Polen planmäßige Absicht gewisser Stellen in Berlin und Warschau? Spielen die Brüder aus Hitler- und Pilsudski-Land schon so gut zusammen? Geht es ins gleiche Programm wie die Anknüpfung von Verbindungen in Belgrad?

Seit der Ermordung Ducas in Bukarest schien Rumänien gefeit gegen die Infizierung des Rechtsradikalismus. Also noch sehr zuverlässig für die bedrohte Tschechei. Wie lange wird das anhalten? Wenn Ungarn immer entschiedener die italienische Partie spielt, so muß Rumänien die Partie Hitlers und Polens spielen, und da die Prager dies nicht können, werden sie bald die Geopferten sein.

Es zeigt sich deutlicher als noch vor einem Monat: Das Schwergewicht der Interessen hat sich von Wien nach Prag verschoben. Hier setzt nach der provisorischen Lösung in Wien die Bedrohung durch die Revisionisten ein. Niemand dürfte sich verwundern, wenn die polnischen Nadelstiche der Auftakt einer ganzen Reihe von Schikanen an allen Grenzen der Tschechei sein würden: Das heißt wenn die ungarische Irredenta, der slovakische Separatismus, die Nazis unter den Sudetendeutschen gleichzeitig ein Spukkonzert begännen. Ins Konzept der Störung dieses bedrohtesten Neustaates würde ein solches Kesseltreiben herrlich passen.

Es kann auch sein, daß man in Bukarest berät, wie diesen Unkrautsäern gleich am Anfang zu begegnen sei: Zufällig ist die militärische Bukaresterberatung nicht!

Italien macht Propaganda, Frankreich macht Deflation.

In Italien wurde noch einmal und zum letztenmal das „politische" Parlament gewählt. Es soll noch ein Jahr amten und dann abgelöst werden durch eine andere „beratende" Behörde, die von den Korporationen gestellt würde, so heißt es.

Die Korporationen bestehen noch nicht. Ob sie je kommen, wird man erwarten müssen. Der Fascismus hat es in der Hand, zu manövrieren; sein Programm verpflichtet ihn nirgends auf exakte Versprechen, ausgenommen das eine, Italien groß machen zu wollen. Vielleicht wird das neue Parlament auch ein viel längeres Leben haben, als vorgesehen. Auch hier wird man nur warten können.

Was die Wahl vom letzten Sonntag betrifft, ist der überwältigende Sieg der Regierung selbstverständlich gewesen. Es gab keine Wahllisten, sondern eigentlich nur „Abstimmungszettel". Das Volk hatte mit „Ja" oder „Nein" zu stimmen. Jazettel — das waren solche in den Farben der Tricolore, Neinzettel waren weiß. Frage also: Wollt ihr die Männer, die von der Partei nominiert wurden, die ihr auch dem Namen nach nicht kennt, als Abgeordnete des Volkes anerkennen? Oder nicht?

Da die Regierung fast 90 Prozent Ja bekam, die Nichtstimmenden als Neinsager mitgerechnet, so wird sie international auftrumpfen. Wozu? Auch hier, wie im Osten, erleben wir eine Verschiebung der Angriffspunkte und der momentanen Streitobjekte. Plötzlich beklagen sich die Italiener in Tunis über den Druck der Franzosen, welche die Söhne Roms zur Einbürgerung zwingen möchten. Und es ereignen sich Araberdemonstrationen mit „Evviva Italia". Und die eingeborenen Staatsangestellten grollen über die von Paris aus verhängten Gehaltskürzungen.

Mussolini spielt also mal wieder das antifranzösische Instrument, mit dem offenbaren Zwecke, die verstimmten Deutschen einzulullen, zu erfreuen und für die nächste Aktion gegen den Völkerbund und Frankreich zu gewinnen.

Dieses Frankreich! Kein einziger Streitpunkt zwischen Italien und ihm sei bereinigt worden, sagte Mussolini. Das muß den Nationalismus in Paris bis zur Siedehitze steigern — und den Francofascismus ebenso!

Einstweilen hat Frankreich noch die echte Aera Brüning namens Doumergue. Der letzte Appell Doumergues verlangt Einigkeit und Sparsamkeit, weist alle neuen Steuern zurück und verheißt Gerechtigkeit im Staviskyhandel. Und die vertrauensselige „Annäherung an Italien" wird fortgesetzt, während man gewahrt, daß alles, was Italien tut, gestern an der Donau, heute in Tunis, morgen an der Aufrüstungskonferenz, entweder dazu dient, die Freunde der französischen Republik zu schwächen oder aber ihre Gegner zu bewaffnen.

Erdbebengefahr um Schacht.

Herr Hjalmar Schacht ist Präsident der Deutschen Reichsbank und hat das Vertrauen des Führers Hitler. Herr Hjalmar Schacht hält an der Goldwährung fest, weil er die Inflation fürchtet. Und bisher ist er von der deutschen Großindustrie gestützt worden.

Aber in der Großindustrie arbeiten Kräfte gegen den Inflationsgegner; das Beispiel Englands, der nordischen Staaten und der U. S. A. hat bewiesen, daß eine „Abwertung" nicht unter allen Umständen das gleiche sei wie jene Inflation im Kriege und nachher im Ruhrabenteuer.

Das „Disagio" für „Sperrmark" sinkt weiter, hat 49 Prozent erreicht, für „Registermark" 30 Prozent; der wirkliche „valutarische" Wert der Mark ist also tatsächlich jetzt schon abgewertet; die verschleierte Inflation, so wünschen die Industriellen, müsse in eine offene übergehen, damit man die Vorteile für den Export, wie seinerzeit die Engländer und Amerikaner, ausnützen könne.

Der Führer Hitler hat in München die „Arbeitsschlacht 1934" eröffnet und dabei „nebenbei" die Sicherung der Währung zugesagt. Aber die Erdbebengefahr für Schacht besteht weiter, und der Goldblock könnte seinen deutschen „Eckenbauer" über Nacht verlieren.

Was aber wäre mit einem Sturze des Herrn Schacht und mit der „Abwertung der Mark" getan? Zunächst nichts anderes, als daß das Ausland weniger „Valuta" am offiziellen Markt für die Reichsmark bezahlen müßte.

Sodann: In Amerika hat Roosevelt soeben einen drohenden Streik von 300,000 Auto-Arbeitern beschworen; die 36-Stundenwoche ersetzt die 40stündige, der Lohn bleibt sich gleich wie für 40 Stunden. Warum will die deutsche Industrie nicht begreifen, daß auf diese Weise erst die Dollarabwertung fruchtbar wird, nicht durch „Arbeitsdienst mit Strohsack und Graupensuppe" als Lohn!

-an-